

Nr. 119. Bromberg, den 28. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

(Schluß.) ——

„Ja, aber von einer anderen Linie“, entgegnete Wallion. „Und ich kann mit Recht hinzufügen, daß es Ihnen außerordentlich schwer fallen dürfte, irgendwelche Ansprüche geltend zu machen. Übrigens ist die ganze Sache erledigt. Colt ist bereits verhaftet, und Ihnen bleibt nichts weiter übrig als abzuwarten, was die Polizei mit Ihnen machen wird. Deren Fragen werden Sie beantworten müssen. Und wenn das geschehen ist, rate ich Ihnen, eiligst nach Kuba zurückzukehren, wo Ihre Methoden vielleicht besser am Platze sein werden.“

Der Polizist an der Tür wurde unruhig und blickte sich um.

„Es riecht nach Rauch!“ rief Lang gleichzeitig aus.

Der Flur war undurchsichtig grau. Sie liefen hindurch und rissen die Tür nach der Küche auf. Diese war voller Rauch, und mitten in dem Gewölk stand eine Gestalt — Dolores.

Sie war eifrig damit beschäftigt, Blätter aus allerlei Büchern herauszureißen und sie in den Herd zu stopfen, aus dem bereits zwischen dem zusammengeballten Papier einzelne Flammen emporloderten.

„Ei, sieh da! Was machen Sie hier, Fräulein Drakenborch?“

Wallion nahm ihr die Bücher weg, von denen indessen nicht viel mehr als die Einbände übrig waren. Das Mädchen wich gegen die Wand zurück. „Feige Spione!“ schrie sie mit zornblitzenden Augen.

„Da hätten wir also Mills drei verschwundene Journale“, sagte der Problemjäger, zu Erik gewandt. „Warum so heftig, Fräulein Drakenborch? Wir machen Ihnen gar keine Vorwürfe, obwohl Sie Diebesgut verbrennen.“

Er kehrte in den Saal zurück und hielt dem Kubaner die zerfetzten Einbände vor die Augen.

„Bedauerlicherweise hat Ihre Tochter einen Teil dieses Studienmaterials verbrannt, dessen Sie vielleicht für Ihre Geschichte des Handels mit China bedürfen. Nicht? Nun, dann werden Sie wohl nichts dagegen haben, daß ich diese Reliquien an mich nehme — Mynheer Steubinger in Amsterdam dürfte allerlei über die Sache zu sagen haben. Leben Sie wohl, Herr Drakenborch!“

Drakenborch erwiderte kein Wort. Nur seine brütenden schwarzen Augen folgten dem Journalisten, als er gefolgt von den anderen das Zimmer verließ.

IV.

„Bleiben Sie hier“, sagte Wallion zu dem Detektiv, „Herr Aspeland wird sicherlich bald kommen.“

„Wird Drakenborch verhaftet werden?“ fragte Erik, während sie zum Strand hinabgingen.

„Ich glaube kaum. Er wird ebensowohl wie das Mädchen über seine Bekanntschaft mit Colt Auskunft geben müssen, aber dann werden sie Billetts nach Havanna nehmen können.“ Der Problemjäger blickte über den Sund hinüber und hob die Augenbrauen. „Wo ist denn das Taucherboot geblieben?“

Am Eingang zum Granittor war ein Ruderboot zu sehen. Im Achterteil saß der alte Reynold, während Märta die Ruder führte.

„Sie tauchen da sicher schon nach dem Wrack!“ rief Erik aus.

Wallion änderte den Kurs und das Motorboot fuhr geradewegs auf das Granittor zu. Märtas Augen strahlten vor Freude, als sie Erik zurückkehren sah.

„Es ist überstanden“ sagte er leise.

„Was denn?“ fragte sein Vater. „Ich fange an zu glauben, daß ich in einer geheimnisvollen Atmosphäre lebe.“

„Und darin haben Sie recht, Herr Reynold“, erwiderte Wallion. „Es hat sich manches ereignet, und wir sind bereit, darüber zu berichten. Aber lassen Sie uns erst sehen, was Seburg macht.“

Der Prahm lag neben der Stelle, wo die Mine explodiert war. Die Luftpumpe arbeitete, und in geringer Entfernung stiegen Luftblasen empor. Die abgestürzten Granitmassen ragten an einigen Stellen aus dem Wasser auf.

„Das Granittor ist unbefahrbar geworden“, bemerkte Seburg, der an der Reling stand. „Es ist zum größten Teil von Schlammassen verstopft. Johnsson war schon einmal wieder oben und glaubt, daß das Wrack unter den Trümmern begraben liegt.“

„Das glaube ich auch . . .“ Reynold seufzte. „Na, das ist nichts Neues. Die Reynoldschen Schätze waren immer wohlversteckt wie der Niebelungenschatz. Aber jetzt möchte ich hören, was Sie zu erzählen haben, meine Herren . . .“

Sie gingen bei der Kajüte an Land.

„Vor allem möchte ich hervorheben, Herr Reynold“, begann der Journalist, als sie sich am Waldesrand niedergelassen hatten, „daß wir schwerwiegenden Anlaß hatten, Ihnen bisher nicht alles mitzuteilen, was hier vorging. Das hätte Sie zu sehr beunruhigt, bis alles entschieden war. Was Sie aber nun erfahren werden, braucht weder Ihnen noch irgend jemand die geringste Sorge zu bereiten, denn es hat sich alles aufgeklärt. Meiner Ansicht nach solltest du den Faden deiner Erzählung an der Stelle aufnehmen, wo du Colts Bekanntschaft machtest, Erik.“

Obwohl Reynold seinen Sohn kein einziges Mal unterbrach, währte es doch eine gute Stunde, bevor Erik und Wallion die ganze Kette der sonderbaren Geschichte geschildert hatten.

Als sie zu Ende waren, blickte der alte Herr noch eine ganze Weile schweigend aufs Meer hinaus.

Dann legte er seinen Arm um Eriks Schultern.

„Mein lieber Junge!“ war alles, was er sagte.

V.

„Ganz erschöpft werden wir das Thema wohl nicht haben“, bemerkte Wallion nach einer längeren Pause.

„Ja, eben fällt mir etwas ein“, sagte Erik. „Als ich hier Sonntag abends durch den Wald ging, war mir, als ob der Wind hinter mir im Dunkeln meinen Namen flüsterte. Ich fürchtete, daß es eine Halluzination wäre, aber jetzt glaube ich, daß es — sagen wir, Colt und der Mulatte waren, die hier rekognoszierten und sich verstecken mußten, als ich kam.“

„Sicherlich. Sie hatten ja auch allen Grund, dich für sehr lästig zu halten.“

„Besonders als er Dr. Mauritz hierher einlud“, lachte Märta.

Jetzt kam Seburg mit bedrückter Miene vom Strand herauf.

„Böse Nachrichten!“ sagte er. „Johnsson berichtet, daß die Mine mitten über Briesmans Schiff explodiert ist, und

das Wrack infolgedessen unter mindestens viertausend Tonnen Granit begraben liegt. Das Gestein wegzuräumen würde sehr langwierig sein und hohe Kosten machen. Und was kann schließlich von dem Wrack übriggeblieben sein?"

„Was sagen Sie dazu?" wandte Reynold sich an Wallion.

„Ich stimme Seburg bei. Was wissen wir denn überhaupt über den Wert des Wracks? Absolut nichts!"

„Aber Vriesman ist doch nicht mit leeren Händen hergekommen. Er war doch erwiesenermaßen ein schwer reicher Mann!"

„Ja, aber es ist die Frage, von welcher Art die Reichtümer waren, die er bei sich hatte. Wenn es nun z. B. Juwelen gewesen wären? Die erfordern wenig Raum, und man kann sie in einem Lederbeutel oder einem Kästchen bei sich tragen.

Reynold schüttelte verneinend den Kopf. „Nein, er hatte nichts bei sich, als man ihn fand."

„Daraus ergeben sich zwei Möglichkeiten", versetzte der Detektiv. „Entweder ist er von jemand bestohlen worden..."

„Oder?"

„Oder er versteckte seinen Schatz, bevor er starb." Wallion hatte sich erhoben. Er blickte in die Kajüte hinein. „Und das dürfte er vermutlich hier getan haben", fuhr er fort, indem seine grauen Augen aufblitzten. „Dieser Fußboden ist wohl nicht zweihundert Jahre alt?"

„Nein, kaum einhundert", erwiderte Reynold.

„Es wäre einen Versuch wert . . . Wenn Sie gestatten . . .?"

„Tun Sie, was Sie wollen."

„Ingenieur Seburg", sagte Wallion eifrig. „Rufen Sie doch bitte Ihre Leute her. Die werden die Planken gewiß mit Leichtigkeit herausreißen."

Seburg war schon unterwegs, und binnen zehn Minuten brachen die handfesten Männer die Bretter los, daß es nur so krachte. Tisch und Stühle hatte man vorher hinausgetragen.

Unter dem obersten Fußboden kam ein zweiter, schwarzbrauner zum Vorschein. Auch dieser war auf einer Unterlage festgenagelt, aber die verrosteten Nägel boten keinen Widerstand, und der dritte und unterste hatte sich in schwarzen Humus verwandelt.

Nun begannen Wallion und Erik in dem muffig riechenden Untergrund zu wühlen.

„Und dies?" sagte der Detektiv. „Was ist das?" Er hob einen mit Grünspan bedeckten, ovalen Gegenstand empor. Der Rand eines Schlosses war kaum mehr zu sehen, und an der andern Seite gewahrte man zwei Umrisse, die Wallion mit seinem Messer rein schabte.

„Reste von zwei Bügeln", murmelte er. „Herr Reynold, diese Dose war dazu bestimmt, an einem Gürtel getragen zu werden . . ."

„Von Vriesman!?"

„Warum nicht? Das wird uns der Inhalt sagen."

Es kostete Mühe, die Dose aufzubrechen. Dann stellte Wallion sie draußen auf den Tisch und entnahm ihr drei kleine Beutel aus dünnem knisterndem Leder.

Aus dem ersten rollte eine Handvoll Perlen heraus, die von eifrig zugreifenden Händen aufgefangen wurden. Aus dem zweiten türmte sich ein kleiner Rubinenhügel empor, und der dritte, etwas kleinere, enthielt Diamanten.

Alle starrten auf die glitzernden Steine nieder, hoben dann den Kopf und sahen einander an.

„Ist das Traum oder Wahrheit?" fragte Reynold.

„Es ist die Gabe, die Vriesman für Sie mitbrachte", sagte Wallion, „und steht in Übereinstimmung mit dem Erbschaftstraum. Die Reynoldschen Milliarden sind zusammengeschmolzen, aber bei bescheidenen Ansprüchen bedeutet dies dennoch ein ansehnliches Vermögen. Ich bin ein ziemlich guter Juwelenkenner", fuhr er fort, indem er die Perlen und Steine prüfend betrachtete, „und schätze ihren heutigen Wert auf etwa 300 000 Kronen."

„Oh, Vater!" rief Erik erfreut aus. „Dann wird unser Anteil für die Hypotheken ausreichen."

„Jägarö!" flüsterte der alte Herr. „Jägarö ist gerettet!"

VI.

Abends standen Erik und Märta auf dem Felsen oberhalb des Granittors. Die Sonne versank flammend über Wald und Meer. Leichte Wolkenstreifen schwammen wie gleißendes Gold in der ungeheuren Glut. An der Nordmauer des Granittors trat die Spur der Explosion gleich einer weißen Narbe hervor. Der Wind hatte sich gelegt, das Wasser glänzte fast blank, und der ungeheure Gesteinhügel, der Vriesmans Wrack unter sich begraben hatte, war noch deutlich sichtbar.

„Nun ist das Granittor verschlossen", sagte Erik gedankenvoll.

Märta antwortete:

„Was macht das aus? Du bist heimgekehrt!"

Ihre Augen glänzten. Hatte er denn bisher nicht gewußt, wie schön sie war? O ja, das wohl, aber erst in diesem Augenblick wurde es ihm klar, daß sie für ihn weit mehr war, als ein tapferer Kamerad.

„Warum in aller Welt bin ich nur all diese Jahre weggewesen?"

„Natürlich um heimzukommen", lachte sie. „Das ist das Beste von allem!"

(Ende.)

Das verlassene Mägdelein.

Eine Geschichte von **Ludwig Bäte.**

Der Pfarrvikar Eduard Mörike stand am Fenster seiner Wohnung zu Plattenhardt auf den Fildern. Der übliche störende Abendbesuch des Herrn Benkiser, dem er sich aus mancherlei Gründen nicht entziehen konnte, lag hinter ihm, und dennoch wollte die drückende Atmosphäre des eigenen befangenen Ichs nicht weichen. Das selige Meer, das ihm oft die Brust sprengen wollte, tönte kaum noch, und doch war Luise schöner und zärtlicher denn je. Sie, deren scheuer, schamvoller Kuß zum erstenmal sein verschlossenes, von mancherlei Sorgen und Trübsinn angefülltes Leben wie eine Blume geöffnet hatte, sehnend, sich dehnend in unnennbarem Hoffen . Er hatte gewiß keinen Grund zur Klage. Dem Ämtlein ließ sich nachkommen, seine braven Obst- und Mostbauern waren mit ihm zufrieden, die Mutter wohnte nahebei, und eine Anstellung als Pfarrer schien nicht mehr unwahrscheinlich. Und doch stieß etwas an. Luise kam aus altem, strenggläubigem Hause, das sich bald seiner freieren Anschauung widersetzen würde. Mit leisem Unbehagen beobachtete man seine wiederholte Kränklichkeit, die überfeinerte, auf jeden Reiz antwortende Seele, seinen wachsenden, kaum noch verhehlten Widerstand gegen die Vikariatsknechtschaft und gegen jeden anderen gebundenen Beruf, den ganzen Haß gegen die lähmenden Gesangsbuchseinflüsse.

Der Mond kam ins Zimmer. Der Gartenbrunnen rann. Von der Gasse her rief eine Geige.

Luise war schön und gut und würde alle Sorgen von ihm nehmen. Aber etwas Mysteriöses, das ihn im Grunde fester band, schreckte ihn ab. Sie liebte es, den Kirchhof zu besuchen, konnte stundenlang der Nacht nachträumen, hörte Stimmen, jenen Geschöpfen nicht unähnlich, welche durch die natürliche Zauberkraft gewisser Schlangen festgehalten werden. Wie lange hatte sie ihm das „Du" verwehrt, bis es, als sie beide den schmalen Gang der Kirche von Bernhausen auf- und abwandelnd, wie aus tiefem, magisch-klingendem Brunnen von selbst aufstieg. Es waren keine rätselhaften Marotten der Liebe, obwohl sie Wunder viel hat, wie Herr Uhland sagt, es war ein fernes Grüßen, das geistig beglückt, nie aber den warmen Atem körperliche Nähe geben will. „Bist du Luftbild oder Leben? Ich wäre auf jedes Wunder gefaßt" — hatte er ihr vor kurzem geschrieben.

Seufzend trat er an den Tisch zurück. Die Briefe von Nürtingen her lauteten nicht günstig. Den jüngsten Bruder mußte die Familie aufgeben; Karl, Amtmann in Scheer an der Donau, hatte sich der Regierung durch seine revolutionären Ansichten längst mißliebig gemacht und würde kaum auf seinem Posten verharren. Oft befragte er vergeblich der Vögel Zug und das Eingeweide der Tiere über die Zukunft.

Er zündete eine Räucherkerze an, auch diesmal von unschuldiger Zeremonie geistige Wirkung erwartend. Der Duft schwoll schön und breitete Ruhe und Feierlichkeit um die armseligen, verschlissenen Möbel. Aber die Stimmen, die einst an glücklicheren Tagen durch grüne Gänge widerhallten, wollten nicht kommen. Erstorbenes Laub wird nicht grün.

Der Wind verfing sich in der Gardine. Die Kerze wehte, der Mond verbarg sich hinter den kahlen Höhen. Aber die Geige schwieg nicht. Immer rief sie den alten, schmerzhaften Reim von den beiden Königskindern, die nur der Fluß trennt. Und die doch nie zueinander kommen können.

Er sah klar. Und er mußte sich lösen. Sie durfte sich seinem bebenden, windharfenverwehten Innern nicht einstimmen. Ihre Zartheit verlangte eine festere, ruhigere Hand. Un sie konnte auf die Dauer nicht die Stürme, die seine Familie und die eigene Ratlosigkeit immer wieder heraufholten, sänftigen oder gar bändigen. Nur ein Weib,

das stark und frei ist, vermag am Künstler nicht zu zerbrechen, und wenn er sie ließ, gab er sie sich selbst zurück. Liebe ist Opfer, aber ein Mann muß zuerst verbluten, ehe er die Tat des nächsten Menschen annimmt. Das zu fordern, würde ihn zerbrechen. Doch die Schuld bleibt und die würgende Qual, schon im Keim ein Leben erstickt, es mit tausend Saugwürzelchen dem gärenden Grund der eigenen Unruhe verflochten zu haben. Leben ist Last, Genießen Pein, selig aber verzichten.

Der Mond stieß wieder durch. Die Geige verschallte. Doch aus dem Trost unverhaltener Tränen stieg zuckend der Leib eines unsterblichen, himmlisch erlösenden Liedes:

Früh, wenn die Hähne krähn,
ehe die Sternlein verschwinden,
muß ach am Herde stehn,,
muß Feuer zünden.

Alte Dinge.

Alte Dinge sind wie leise Mahner
An verklung'ne Zeit voll Stille,
Da die Tage langsam gingen,
Da ein ewigweiser Wille
Alles Menschenwerk erfüllte
Und die bangen Sorgen stillte.

Heut ist die Hast des irdischen Lebens
Wie ein flatternd' Kleid gebreitet
Um den Menschen, der gehetzt und müde
Ohne Glauben durch das Leben schreitet,
Ohne Glauben an den Einen,
Den die Dichter und die Weisen meinen.

Alte Dinge, die in stillen, trauten
Zimmern von verwehten Tagen singen,
Wollen gottesnahen Frieden
Uns in trübe Tage bringen,
Wollen uns des Glückes Weise
Singen leise, leise, leise . . .

Hans Gäsgen.

Rote Flecken auf grünem Glas.

Eine Erzählung aus Korsika von **Georg Wagener.**

Klatschend schlägt die weiße Brandung gegen die zerrissenen Granitfelsen der Punta d'Omignia, und der Westwind trägt seinen, salzigen Sprühregen bis zum alten Genuesenturm herüber. Tiefe Risse klaffen im Gemäuer, und von den festen Gebäuden, die den Wachturm einst umgaben, steht nur ein Mauerwinkel.

Ich weiß nicht, was mich dazu zwingt, den Schutt dort in der Ecke mit dem Messer zu durchwühlen. Doch ich freue mich fast wie ein Kind, als meine Hand eine Glasscherbe findet. Ich säubere sie von Sand und zerfallenem Mörtel. Dann liegt die Scherbe auf meiner Hand. Ein Stück aus einem alten genuesischen Glas, und die Sonne spielt in ihrem Smaragdglanz, der grün leuchtet wie das seichte Wasser des Golfs von Pero.

Da sehe ich dunkle, rote Flecken wie eingelassene Rubine. So dunkel, so stark kann das Rot des Weins von Piana nicht sein, dessen süße Schwere mir noch in den Gliedern liegt. Es ist Blut.

Ich sinne und träume mit offenen Augen. Die Sonne leuchtet in den sprühenden Gischt hinein, und langsam formen sich die Regenbogenfarben zu den Umrissen zweier menschlicher Gestalten. Ein weißer Rock mit rotem Saum flattert im Wind, und die langen Ärmel eines grünen Samtwamses legen sich um Frauenschultern. Da weiß ich die Geschichte von den roten Flecken auf grünem Glas.

Einst saßen die Pisaner am Golf, und die Einwohner von Lozzi drüben im Perotal litten nicht unter ihrer milden Herrschaft. Da verlor die Stadt am Arno die Insel an ihre genuesische Todfeindin. Der Rat der Weisen schickte den Nicolo da Levanto nach Korsika, die Insel mit Feuer und Schwert zu erobern. Der Genuese ließ den Turm auf der Punta d'Omignia bauen und setzte den schlimmsten Bluthund seines Heeres, den Renegaten Ristoruccio, als Befehlshaber dorthin. Die Einwohner von Lozzi flohen auf die schroffen Abhänge des Capo Riccio hinauf.

Ein Jahr verging. Die Flüchtlinge hausten in Steinhütten zwischen der wuchernden Macchia versteckt und sahen nachts die Wachtfeuer der Feinde längs der verwüsteten Küste leuchten. Die Genuesen hielten Ruhe.

An einem Frühlingsabend stieg Faustina, des Dorfältesten Arrigo Subrini Tochter, zur Bubiaquelle hinunter, um Wasser zu holen. Als sie den gefüllten Tonkrug auf den Kopf heben wollte, stand ein junger Genuese vor ihr. Sie griff nach dem Dolch im Gürtel. Da lächelte der Feind: „Laß die Waffe. Ich kämpfe nicht mit Mädchen.“ Wortlos setzte Faustina den Krug auf das Kopfkissen und stieg den Abhang hinauf. An einer Wegbiegung wandte sie sich und sah ins Tal hinunter. Da stand der Genuese und blickte ihr nach. Die frohen Züge seines jungen Gesichtes gruben sich in ihr Gedächtnis ein.

Eine Woche lang mied Faustina die Bubiaquelle und holte das Wasser für den Vater und für sich aus dem fernen Chionital.

Da schmähte sie der Alte eines Abends: „Wo bleibst du so lange?“ Sie wußte nicht, warum sie dem Vater die Wahrheit verschwieg: „Es ist warm, und ich raste auf dem Wege.“ Am anderen Tage stieg sie wieder ins Bubiatal hinunter.

Die Quelle rauschte und verschlang das Knacken im Unterholz. So stand der Genuese vor Faustina. Sie erschrak, und doch ließ eine unverständliche Freude ihr Herz höher schlagen. „Hast du Angst vor mir, daß du mich so lange warten ließest?“ — „Eine Korsin kennt keine Angst. Sie meidet nur den Mann aus dem feindlichen Lager.“ Die Lüge trieb ihr das Blut ins Gesicht, und sie beugte sich über die Quelle. Er sah ihren gebräunten Nacken und küßte ihn. Da floh sie den Hang hinauf.

Doch am anderen Abend ging sie klopfenden Herzens wieder nach der Quelle. Da stand der Genuese und bot ihr die Hand. „Ich hasse dich“, sagte sie, doch ihre Augen verrieten: „Ich liebe dich.“

Als sie am offenen Herdfeuer kniete und dem Vater das Essen bereitete, fing Arrigo Subrini an: „Antoniotto Montaldo hielt mich heute an. Er will dich zur Frau.“ Da fuhr sie herum: „Antoniotto, der Menschen und Tiere quält?“ — „Er ist der Stärkste unter uns und hat die größte Herde. Ich habe ihn willkommen geheißen.“ Faustina schwieg. Die Korsin muß gehorchen.

Der Genuese an der Quelle las die Sorge in ihren Augen: „Was quält dich?“ Sie wollte in ihm noch immer den Feind sehen und erzählte ihm doch ihr Leid: „Ich kann die Frau des Antoniotto nicht werden!“ Da lachte er fröhlich: „Wer kann dich zwingen, wenn ich dich schütze?“ Er legte den Arm im weichen grünen Samt um ihre Schulter, und sie wehrte ihm nicht.

Antoniotto Montaldo wartete vergeblich auf die auserkorene Braut. —

Im Hause neben dem Turm auf der Punta d'Omignia waltete Faustina als Frau des jungen Tomasino Boccanegra, der an Ristoruccios Stelle Befehlshaber am Golf von Pero geworden. Seine Liebe ließ sie das Heimweh nach den Bergen und den Haß gegen den Landesfeind vergessen.

Da brachte ein Schiff aus Bonifacio einen Brief vom Statthalter Nicolo da Levanto. Tomasino las ihn mit Kopfschütteln: „Ich höre vom Hauptmann in Porto, daß die Leute aus Lozzi noch immer auf dem Capo Riccio sitzen und unsere Straßen bedrohen. In einem Monat wirst du mir melden, daß sie alle über die Klinge gesprungen sind.“ Er barg den Brief im Wams und rüstete zum Zug gegen die Leute von Lozzi.

Er wollte Faustina das Ziel seiner Kriegsfahrt verheimlichen. Denn er wußte, daß die Wahrheit für sie entsetzlich sein würde. Doch sie sah ihm die Lüge vom Gesicht ab: „Betrüge mich nicht. Du ziehst gegen meine Brüder von Lozzi!“ Sein Kopf fiel schwer in die Hand: „Ich soll sie vernichten.“

Sie sah starr zu ihm hinüber. Dann sagte sie langsam: „Laß den Dienst, laß Genua fahren und flieh mit mir!“ — „Nein! Ich kann nicht ehrlos werden.“ Sie schwieg lange, weil sie sich fürchtete, das Unabwendbare, das Schreckliche auszusprechen. Die Stille lag quälend über beiden.

Da sagte sie leise: „Dann verlierst du mich.“

Alle Unentschlossenheit wich von ihm, als das Wort gefallen war. Er stand auf und barg ihren Kopf an seiner Brust: „Nein. Ich will dich nicht verlieren. Und ich will auch nicht ehrlos werden. Wir haben das höchste Glück genossen. Werfen wir das Leben weg, das uns nur noch trennen kann!“ Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Dann füllte er ein grünes Glas mit dem köstlichen Wein von Piana: „Trink, Faustina!“ Sie hob lächelnd den Pokal zum Mund, sah ihm über den Rand ins Gesicht und schloß die Augen. Da stieß er ihr den Dolch in die Brust. Sie sank in den Sessel zurück, und ihre toten Finger umschlossen noch das Glas.

Er nahm es ihr aus der Hand und füllte es wieder. Dann leerte er den Pokal bis zur Neige und griff nach dem Dolch. Das Glas zerklirrte am Boden, und Tomasinos Blut tropfte auf die Scherben. —

Das grüne Genuesenglas brennt in meiner Hand, und die roten Flecken leuchten. Da werfe ich die Scherbe über die Klippen, und das Meer verschlingt das Letzte, das an Tomasinos und Faustinas Liebe erinnert.

Meine erste Flußpferdjagd.

Erlebnis von C. Kellmann-Plön.

Eines Nachmittags im September 1908 kam zum Artilleriedepot Daressalam, der Stätte meiner damaligen Tätigkeit, der benachbarte Msuaheli Juma gelaufen und teilte mit, daß er soeben zwei Flußpferde im Creek gesichtet habe. Er bat mich, die Tiere abzuschießen, da sie seine Fischreusen zerstörten. Schnell ergriff ich Gewehr und Patronen, stülpte den Tropenhelm auf und eilte mit Juma davon. Bald hatten wir die Stelle an dem auf fast 50 Meter Breite trocken gefallenen Strande erreicht, wo er die Kibokos (Flußpferde) gesichtet hatte. Aber die Dickhäuter waren, wie ihre Spuren zeigten, inzwischen an Land gegangen. Er warnte mich davor, den Tieren zu folgen, da sie an Land sehr gefährlich und angriffslustig seien. Diese Äußerung hielt ich für stark übertrieben, zumal mir das Wesen des Flußpferdes immer als friedlich und gemütlich bezeichnet worden war. Ich folgte daher der nicht zu verfehlenden Fährte, die zunächst durch schier undurchdringliches Mangrovendickicht führte. Es war außerordentlich beschwerlich, der Spur zu folgen. Im morastigen Boden hatten die schweren Kolosse tiefe Löcher getreten. Außerdem versperrten die polypenartig sich ausbreitenden Luftwurzeln der Mangrovenbäume den Weg. Die Fährte, die an dem hohen Ufer hinaufführte, war sehr steil. Es schien mir unbegreiflich, wie die plumpen Dickhäuter solchen Weg überhaupt begehen konnten. In dem dichten Gebüsch, das die schweren Tiere einfach niedergetreten, aber nicht weggeräumt hatten, herrschte eine Stickluft, daß ich kaum atmen konnte.

Nach etwa 200 Metern machte ich daher erschöpft halt, um auszuruhen. Da hörte ich unmittelbar vor mir ein eigentümliches Schnauben und dumpfes Brummen, das an das grollende Brüllen eines Bullen erinnerte. Die Dickhäuter hatten mein Kommen also vernommen und waren über den Störenfried anscheinend höchst unwillig. Was sollte ich tun? Die Situation in dem engen Höhlengang war für mich im Falle eines Angriffs der Tiere, mit dem ich ja jetzt rechnen mußte, insofern sehr kritisch, als der dichte Busch ein Entfliehen nach rechts oder links verhinderte. Selbst ein Gebrauch der Büchse war in dem Gewirr von Zweigen und Schlingpflanzen einfach unmöglich. Lange Zeit zur Überlegung blieb mir aber nicht, denn die beiden gereizten und wild gewordenen Dickhäuter kamen plötzlich in rasender Wut mit weit geöffnetem Rachen den engen Gang hinunter gestürmt. Ich warf mich blindlings in das seitliche Gestrüpp, wo ich mich mit allen Kräften anschmiegte und festklammerte. Im nächsten Augenblick rasten auch schon die wie Lokomotiven tobenden und schnaubenden beiden Ungeheuer hinter mir vorüber, ihrem Elemente zu. Außer einem gehörigen Schrecken und einem derben Schlag, der von einem niedergetretenen Zweig herrührte, war die wilde Jagd glücklich vorübergerauscht. Juma, der in einiger Entfernung gefolgt war, hatte noch gerade einen rettenden Baum erklettern und so von hoher Warte die vorüberrasenden Tiere beobachten können. Als wir den mühseligen Abstieg wieder hinter uns hatten, tauchten die beiden Angreifer mitten im Creek in etwa 300 Meter Entfernung auf. Ich sandte ihnen wütend eine Kugel nach, die aber selbstverständlich zwecklos war. Bitter enttäuscht über meine erste Flußpferdjagd wanderte ich heimwärts.



Bunte Chronik



* **Fischfang mit Abhörapparaten.** Im Kampf gegen die „Unterseebootpest" erfanden die Engländer während des Krieges eigenartige Abhörapparate, mit denen es möglich war, die Anwesenheit von Unterseebooten, ihre Fahrtrichtung und Tiefe festzustellen. Dieselben Apparate hat jetzt ein kluger englischer Fischereiunternehmer, der Kapitän Holmes, friedlichen Zwecken dienstbar gemacht. Er benutzt sie dazu, um den Weg und die Tiefe auszukundschaften, in der sich die großen Fischschwärme bewegen. Es ist ihm gelungen, auf diese Weise seine Fangergebnisse bedeutend zu verbessern. Es sei ihm möglich, so erklärt er, den Zug eines Fischschwarmes genau zu verfolgen und dann seine Netze an den günstigsten Stellen und vor allem in der richtigen Tiefe auszulegen. Der Apparat reicht bis in eine Tiefe von 730 Metern und Holmes hat ihn schon soweit vervollkommnet, daß er alle zwei Sekunden seinen Bericht liefert. Die armen Fische! Die verruchten Erfindungen des Menschenkrieges werden ihnen jetzt das Leben sehr schwer machen.

* **Henry Fords Bibliothek.** Böse Zungen behaupten, Henry Ford, der bekannte amerikanische Automobilindustrielle, sei ein so ungebildeter Mann, daß er kaum richtig lesen und schreiben könne. So schlimm ist die Sache nicht, wie einer, der ihn sehr gut kennt, versichert. Er gibt zu, daß Ford nicht gerade ein Gelehrter sei, er lese sehr wenig, dafür aber nur gute Bücher. Das viele Bücherlesen verwirre nur den Kopf, erklärt Ford. Ihm genüge die Bibel und die „Essays" des amerikanischen Dichterphilosophen Emerson. Beide Bücher müssen ihm immer zur Hand sein. In seiner natürlich herrlich eingerichteten Bibliothek stehen die verschiedensten Ausgaben und Luxusdrucke der beiden Werke. Daneben werden noch einige Bände Shakespeare geduldet, der Rest setzt sich aus Fachliteratur über Landwirtschaft, Mechanik, Chemie usw. zusammen.

* **Erhöhte Sicherheit bei Flugzeuglandungen.** Ein großer Prozentsatz der an sich verhältnismäßig geringen Flugunfälle ist auf das zu harte Aufsetzen und Überschlagen des Flugzeuges bei Notlandungen zurückzuführen. Eine Vorrichtung, die kürzlich im französischen Lehrflugwesen praktisch erprobt wurde, drückt die Zahl solcher Unfälle auf ein Minimum herab. Die betreffenden Flugzeuge sind mit einem zweiten Paar Laufräder versehen. Diese hängen an den vorderen Enden zweier Stahlbügel, die in der Mitte unterhalb der eigentlichen Laufräderachse befestigt und vertikal beweglich sind. Starke Gummibänder verbinden die hinteren Enden der beiden Laufbügel mit dem Flugzeugrumpf. Landet das Flugzeug aus irgend einem Grunde zu hart oder in nicht genügend spitzem Winkel, so fangen die vorderen Laufräder den sonst verhängnisvollen Stoß auf, die Gummibänder dehnen sich trotz der Last des Flugzeuges nur langsam und die eigentlichen Laufräder setzen verhältnismäßig weich auf. Ein Überschlagen des Flugzeuges ist fast unmöglich.

* **Duell mit Karabiner und Schleuder.** Das eigenartigste Duell der letzten Jahrzehnte dürfte kürzlich in der Kapkolonie ausgetragen worden sein. Dort bekamen zwei junge Europäer auf einer Jagdpartie Streit. Die Hitzköpfe waren der Ansicht, daß nur Blut den Schimpf aus der Welt schaffen konnte. Das Duell sollte gleich an Ort und Stelle stattfinden. Da keine Pistolen oder Säbel zur Verfügung standen, trat jeder mit der Waffe an, die er auf der Jagd getragen hatte. Bei dem einen war dies ein kleinkalibriger Karabiner, bei dem anderen, einem begeisterten Sportsmann, eine Schleuder. Vorschriftsmäßig stellten sich die Gegner Rücken an Rücken, zählten eine vereinbarte Anzahl Schritte ab, wandten sich scharf um und schossen. Der Karabiner gewann den Sieg über die veraltete Waffe. Der Schleuderer war kein zweiter David.

* **Die sieben Kleider der Siamesinnen.** Die siamesische Damenmode folgt überlieferten Vorschriften, die für jede „bessere" Siamesin als ungeschriebene Gesetze gelten. Am Sonntag müssen rote Kleider mit Rubinen geschmückt getragen werden. Am Montag ist die silberbestickte Toilette an der Reihe, am Dienstag das scharlachrote Kostüm mit Korallen. Für Mittwoch schreibt die Etikette grün mit Smaragden vor, am Donnerstag darf man sich farbenbunte Bekleidungsstücke nach Wahl anlegen. Der Freitag muß durch marineblau mit Brillanten und der Sonnabend durch Violett mit Saphiren geehrt werden. Der Siamese braucht sich also keinen Kalender anzuschaffen: er wirft einfach einen Blick auf seine Frau und weiß genau, welcher Wochentag gekommen ist.

Lustige Rundschau



* **Schnelle Hilfe.** „Onkel, wenn ich bis morgen eine Ehrenschuld von tausend Mark nicht bezahlt habe, schieße ich mich tot. Was borgst du mir?" — „Meinen Revolver — aber nicht versetzen!"

*

* **Der gute Ruf.** „Glauben Sie, daß mir der Schneider Zickel einen Anzug auf Kredit machen wird?" — „Kennt er Sie?" — „Nein!" — „Oh, dann wird er Ihnen schon Kredit geben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.